

*Als Bruch auf das Grab meines Bruders Diethelm Menzel,  
der im Alter von 67 Jahren allzu früh in die ewigen Jagdgründe  
abgerufen wurde. Er war ein engagierter Forstmann,  
passionierter Jäger und Hundeführer und  
ein fürsorglicher Familienvater zugleich.*

## *Inhalt*

- 7 › *Vorwort*
- 13 › *Wiedersehen mit der alten Heimat –  
ein Blick zurück*
- 29 › *Waidwerk auf Feist- und Brunfthirsche*
- 47 › *Von uralten Tieren und Hirschgreisen*
- 68 › *Unser Rotwild zwischen  
Ökonomie und Ökologie*
- 88 › *Schwarzwildbetrachtungen*
- 105 › *Gamsjagern*
- 119 › *Namibia lässt mich nicht los*
- 132 › *Der alte Muffelbock*
- 146 › *Die Jäger und »ihre« Wissenschaft*
- 152 › *Die Hirsche des kleinen Mannes*

klaren Ansage kam: »Wirst sehen, der isses!« Ganz ohne Hast, nur hier und da einen Grashalm äsend, zog der Bock näher. So erreichte er schließlich einen Geländeeinschnitt, in dem er verschwand und den wir nicht einsehen konnten.

Das schaffte nun eine völlig neue Situation. Dorthin pirschen konnten wir nicht, das wäre zu riskant gewesen, also hieß es abwarten. Was aber, wenn sich der Bock in dem Grabeneinschnitt niedertat und bis zur Dunkelheit dort verharrte? Dann wäre alles »für die Katz« gewesen.

Der Bock stellte uns auf eine lange Geduldprobe. Schon mehr als zwei Stunden waren vergangen, das Tal unter uns lag schon im Schatten, da endlich nahmen Hans und ich fast gleichzeitig eine Bewegung wahr: Der Gamsbock hatte seine ausgedehnte Mittagspause beendet. Er stieg auf ein kleines Felsköpfel und hielt Umschau in seinem Reich. Ein faszinierendes Bild, aber Hans meinte, es wäre nun höchste Zeit, die Büchse sprechen zu lassen.

Schnell hatte ich den Zielstachel auf dem Blatt und im Knall riss es den Bock von den Läufen. Tödlich getroffen trudelte er, sich mehrfach überschlagend, hangabwärts, bis er schließlich an einem größeren Felsbrocken zum Liegen kam.

Meine Freude war groß: Der Bock war reif, die Krucken nicht besonders hoch, aber gut gehakelt. Wenn man so einen zwölfjährigen Gams der Wildbahn entnimmt, hat man als Jäger immer ein besseres Gefühl als bei einem Bock, der gut noch einige Jahre hätte länger leben dürfen. Entsprechend fröhlich und beherzt tranken wir dann nach langem Abstieg den Bock auch tot.

Wieder einmal hatte mich mein Freund Wilfried aufgefordert, ihn in das sonnige Namibia zu begleiten, und was täte ich lieber als das? Diese Weite der Landschaft mit ihrem wechselvollen Bewuchs, der hohe Wildreichtum, der kräftige Eingriffe in die Bestände erfordert, die freundlichen, bescheidenen Menschen unterschiedlichster Herkünfte, das beständige Wetter – all das reizt mich immer wieder, immer noch, unseren namibischen Freund Winnie aufzusuchen und die Eigenheiten Namibias vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu erleben, in mich aufzunehmen und zu genießen.

Auf welch engem Raum leben wir doch in Europa im Vergleich zum Süden Afrikas zusammen und wie viele Probleme ergeben sich daraus, und das nicht nur bei der Jagd! Seit unserem letzten Aufenthalt hatte Winnie, der in seiner Heimat sehr erfolgreich als »Erdbohrer« ein großes Unternehmen betreibt, im namibischen Khomas-Hochland eine größere Farm gekauft, die jagdlich noch nicht voll erschlossen war. Aber Kudus sollte es dort in einem bestimmten Bereich geben und ich hegte schon seit langem und noch immer den Wunsch, einmal einen richtig alten, mächtigen Schraubengehörnten zu erlegen, einen, wie er einst so treffend von dem bekannten Zoologen Hans Krieg, der selbst kein Jäger war, beschrieben wurde: »Der große Kudu«, so schrieb Krieg, »ist der Königliche aller Schraubenhörnigen, stolzer als ein Hirsch, mit seinem riesigen, elegant geschwungenen Gehörn. Er ist der Traum der Jäger, dabei kein Massentier und nicht so leicht zu bejagen, und dabei nicht so ochsenhaft plump wie die Elenantilope.«

Recht hatte er, und ich muss gestehen, dass ich zu den an unsere Wildtiere im weiteren Sinne erinnernden Antilopen, den Warzenschweinen und den Schakalen mehr jagdliche Beziehungen habe als zu den sogenannten Großen Vier. Ohnehin werde ich dazu nie eine Gelegenheit haben, aber es würde mich auch nicht reizen, ein Nashorn, einen Löwen oder gar einen Elefanten »umzubringen«.

Als wir auf dem Weg Richtung Swakopmund durch die endlose Savanne des Khomas-Hochlandes fuhren und die Straße über einen von dichtem Buschwerk bedeckten Hügel führte, hielt Winnie plötzlich den Wagen an und lenkte meinen Blick auf ein großes, offensichtlich unbewohntes, inmitten der Wildnis stehendes Haus.

Es handelte sich hier um das bekannte Liebig-Haus, ein berühmtes Baudenkmal, das 1911 während der Kolonialzeit erbaut wurde, nachdem sich dort das Brühwürfel-Unternehmen Liebig's Extract of Meat Company niedergelassen hatte. Justus von Liebig (1803–1873) war ein bekannter deutscher Chemiker und Hochschullehrer. Sein Name und seine Erfindungen – so wusste mein Freund zu berichten – wurden vor allem weltbekannt durch die zuvor schon erwähnte internationale, 1865 in London gegründete Fleischextrakt-Firma. Noch heute trägt die Universität in Gießen den Namen des berühmten Professors.

Es berührte mich schon, inmitten der Wüste auf die Spuren einstigen blühenden wirtschaftlichen Lebens während der Kolonialzeit zu stoßen. Nun ist das große Gebäude seit einigen Jahrzehnten unbewohnt und bröckelt so langsam vor sich hin. Kein Wunder, dass es von den Einheimischen das Geisterhaus genannt wird.

Schon wollte ich mir auf eigene Faust das Bauwerk einmal näher ansehen, da piff mich Winnie energisch zurück. Nicht, dass wir keine Zeit für eine solche Fahrtunterbrechung gehabt hätten, nein, Winnie fürchtete, dass neben dem Pfad Wegelagerer lauern und mir Fotoapparat und Geldbeutel entreißen könnten. Erst vor ein paar

Tagen sei dort ein einzelner Tourist beraubt und erschossen worden. Da verzichtete ich dann lieber auf so ein Experiment.

Unweit des »Geisterhauses« gab es aber noch etwas Interessantes aus der Kolonialzeit zu besichtigen: das Curt-von-François-Denkmal. Unmittelbar neben der Landstraße zeigte uns Wilfried ein kleines, aus Ziegelsteinen errichtetes und dem Zerfall geopfertes Häuschen. An der der Straße zugewandten Seite prangte ein kupfernes Schild, dessen Beschriftung trotz einiger Einschüsse und mangelnder Pflege doch noch leidlich lesbar ist. Sie lautet:

»Als Hauptmann Curt von François, der erste Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika sein Hauptquartier im Jahre 1890 von Tsaobis nach Windhoek verlegte, ließ er dieses kleine Fort zur Sicherung des langen Verbindungsweges errichten. Später wurde es als Außenposten benutzt, damit Pferde und Vieh unter militärischer Bewachung und Sicherung weiden konnten. Da man für diesen Wachdienst gern Leute verwendete, die in Windhoek etwas zu tief ins Glas schauten, erhielt das Fort auch den Namen ›Trockenposten‹.«

Mit anderen Worten: Soldaten, die in der Garnison in Windhoek mehrfach alkoholisiert angetroffen wurden, kamen zur Ausnüchterung in das Außenfort und ihr Dienst bestand fortan im Hüten von Pferden, Rindern, Schafen und Ziegen.

Nach diesem kurzen Zwischenaufenthalt setzten wir unsere Fahrt fort. Von der Hauptstraße abgebogen, fuhren wir noch einige Kilometer über ständig durch Weidezäune abgegrenztes Farmland, konnten dabei aber auch einige Gazellenherden beobachten. Schließlich erreichten wir das noch unbewohnte und leidlich hergerichtete Farmhaus.

Nach kurzer Rast ging es mit dem Jeep über einen recht holprigen Weg – stetig einem Bachlauf folgend – bergan. Die zu beiden Seiten des Tales steil ansteigenden, größtenteils unbewaldeten und felsigen Hänge erinnerten mich mehr an meine Ausflüge in die Öster-



Einst blühender Mittelpunkt wirtschaftlichen Lebens, heute dem Verfall preisgegeben: das Liebig-Haus zwischen Swakopmund und Windhoek



Reiche Beute an einer Tränke: Oryxbulle und Schakal



Zwei junge Warzenkeiler geben sich die Ehre.



Zwei Weißschwanzgnu-Bullen – alt der linke, jung der rechte

reichischen Alpen als an das bisher durchfahrene wellige Flachland. Schließlich landeten wir auf einem begrünten Felsköpfchen mit Blick auf einen leicht welligen, mit allerlei lockerem Gebüsch bedeckten Gegenhang. Hier, so versicherte mir Wilfrieds schwarzer Mithelfer, habe er wiederholt ein Rudel älterer Kudus gesehen. Ich solle es mir hinter einem kleinen Bretterschlag gemütlich machen, er werde mich bei Dunkelheit wieder abholen.

Ich muss gestehen, dass ich dem Abenteuer zunächst recht hoffnungsvoll entgegensah, doch als sich den ganzen Nachmittag über keinerlei Lebewesen zeigte, mit Ausnahme eines hühnerartigen Laufvogels, den ich nicht identifizieren konnte, und als der Tag allmählich in die Nacht überging, sehnte ich den Geländewagen herbei, zumal es in dem Gebirge recht kalt geworden war.

Da auch mein Freund Wilfried kein Waidmannsheil gehabt hatte und wir auch am nächsten Morgen ohne Anblick blieben, beschlossen wir, noch am gleichen Tag wieder in Winnies Hauptfarm südlich von Windhoek zurückzukehren. In dem Buschgelände, für das die vielen Termitenhügel so charakteristisch sind wie die zahlreichen Brutkolonien der Webevögel, wurden mir am nächsten Abend Anblicke zuteil, die ich so schnell nicht vergessen werde.

An einem Wasserloch, das in diesem regenarmen Land für das Wild unentbehrlich ist, hatte ich auf einem hohen Leitersitz Posten bezogen und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Schon auf dem Weg dorthin hatte ich ein Erlebnis, das für alte Afrikakenner sicher nicht des Erwähnens wert ist, mich aber sehr beeindruckte. Plötzlich sah ich auf recht kurze Entfernung zwei Strauße vor mir, offensichtlich ein Pärchen, denn sie waren unterschiedlich groß. Der Größere von beiden, vermutlich der Herr Gemahl, sah mich sehr herausfordernd an, kratzte mit den Füßen und machte ein paar Schritte auf mich zu. Nun hatte ich einmal gelesen, dass Strauße auch Menschen angreifen könnten und mit ihren harten und langen Beinen nicht

ungefährlich seien. So markierte ich den Klügeren, machte einen angemessenen Bogen um die imposanten Vögel und setzte dann meinen Weg zu der Leiter fort.

Dort dauerte es dann nicht lange, da erschien eine Bache der Gattung Warzenschwein mit vier halbwüchsigen Frischlingen und nahm zunächst ein ausgiebiges Schlammbad. Ihre Sprösslinge taten es ihr gleich und es war ein Vergnügen, der Rotte zuzuschauen. Kaum hatte der Familienverband die Wasserstelle verlassen, erschienen zwei junge Warzenkeiler und genossen das Bad in dem doch recht trüben Wasser, nicht ohne vorher tüchtig geschöpft zu haben. Daheim hätte ich vielleicht einen der beiden geschossen, aber hier schien es mir nicht sinnvoll, zumal die Sauen in der Savanne keinen Schaden verursachen und nicht wie das Schwarzwild bei uns daheim auf Schritt und Tritt verfolgt werden.

Schon bald wieder eine Bewegung im Dornengebüsch, und jetzt erschienen vorsichtig sichernd ein Wasserbock nebst Tier und Kalb und stillten lange ihren Durst an dem grünlich trüben Wasser. Der Kopf eines Wasserbocks sieht von der Seite betrachtet einem Hirsch nicht unähnlich. Die Art wird daher auch »Hirschantilope« genannt. Als der Bock mir sein Hinterteil zuwandte, erkannte ich die für den Wasserbock so typische Zeichnung auf den Keulen wieder und erinnerte mich an meinen Jagdfreund Bert in Südafrika, der den Wasserbock, eben wegen dieses typischen weißen Ringes um sein Hinterteil, kurz und bündig Klodeckel nannte. Eigentlich hätte ich ihn gern geschossen, aber da diese Art in der Farm ausgesprochenen Seltenheitswert hatte, unterließ ich es, nicht zuletzt, um meinen Gastgeber nicht zu verprellen.

Kaum war das Gazellenpärchen in die weite Buschlandschaft von dannen gezogen, war die Sonne untergegangen und hatte sich eine gewisse Kühle über der Savanne ausgebreitet, da knackte es erneut unweit meines Sitzes und ein alter Warzenkeiler strebte der Wasser-





Abendhimmel im südlichen Afrika



Brotzeit während der Jagd mit Friedel Plesse und Robert Dietz (rechts)



Der alte Muffel-»Bock« aus der Letzlinger Heide



Das bekommt man nicht jeden Tag in Anblick: alle drei Farbvarianten des Damwilds beieinander.

stelle zu. Verglichen mit unseren alten Keilern wirkt so ein Warzenschwein auf seinen recht hohen, schlanken Läufen und seiner geringen Körpermasse doch recht dürrig, aber das lange, hell blitzende Gewaff neben den für die Art so typischen Warzen ergibt schon ein imposantes Bild. Ich hüte mich davor, den Warzenkeiler hässlich zu nennen, aber einen Vergleich mit unseren heimischen Schwarzkitteln halten sie für meinen Geschmack wirklich nicht aus.

Hätte ich nicht schon bei dem Morgenansitz unter schwierigeren Bedingungen einen ähnlich starken Keiler geschossen, ich hätte diesem Burschen sicher die Kugel angetragen. So aber beobachtete ich ihn noch eine Weile, bis er schließlich mit hoch aufgestelltem Pürzel das Weite suchte.

Doch das sollte noch nicht alles sein, was mir dieser Abend an Anblick bescherte. Da war zum Beispiel auch ein Erdhörnchen, das mir die Zeit vertrieb. Es sind schon possierliche Kerle, diese Tiere. Mit ihrem buschigen Schwanz erinnern sie an unsere Eichhörnchen, und wenn sie so aufrecht stehen und sichern, könnte man sie glatt für Erdmännchen halten.

Auch zwei Blessböcke, die wohl zur Familie der Buschböcke gehören, konnte ich für eine kurze Zeit gegenüber der Wasserstelle beobachten. Da erkannte ich mit einem Mal, dass einer der beiden Böcke einen Vorderlauf schonte. Das wäre sicher ein Grund gewesen, ihn zu erlegen, doch während ich noch ein wenig zauderte und überlegte, ob es wohl dem Jagdherren recht wäre, setzten sich die beiden in Bewegung und waren alsbald im Gebüsch verschwunden. Entweder hatten sie keinen Durst oder die Tränke war ihnen aus irgendeinem Grund unheimlich; Krokodile gab es allerdings nicht.

Es dauerte dann nicht lange, bis ich unweit der Stelle, an der die Blessböcke verschwunden waren, erneut eine Bewegung wahrnahm. Es mögen gut 100 Meter bis dorthin gewesen sein. Schwarz und weiß schimmerte es aus dem Dornengebüsch hervor, und dann trat ein

Oryx – die Buren nannten ihn einst Spießbock – aus der Deckung. Er sicherte lange und äste dann von dem trockenen Gras.

Mein Gastgeber hatte mir bereits bei anderer Gelegenheit den Unterschied zwischen einem männlichen und einem weiblichen Oryx anhand der Spieße erklärt, und so hatte ich alsbald mein Gegenüber als einen alten Bullen angesprochen, nicht zuletzt auch deshalb, weil ich in dem offenen Gelände gut den Pinsel erkennen konnte. Für einen deutschen Jäger ist ja auf Anhieb nicht einleuchtend, weshalb die weiblichen Stücke längere Spieße tragen sollen als gleich alte Bullen, dafür aber sind die Hörner Letzterer im Umfang stärker.

Die Erlegung dieses kapitalen Stückes sollte und konnte für mich der Höhepunkt dieses an Anblick so reichen Abends werden. Der Farmer wäre sicher zufrieden, wenn ein gutes Stück Wild auf der Strecke läge, hatte er doch aus der Stadt einen Auftrag zur Lieferung von Wildbret erhalten, den er unbedingt erfüllen wollte. Schließlich dient so eine Farm nicht nur dem Jagdvergnügen.

So zögerte ich denn auch nicht lange, richtete den Zielstachel auf die Blattschaukel des breit stehenden Bullen und heraus war die Kugel. Ein kurzes Straucheln, dann brach der Oryx zusammen und ich konnte frohen Herzens den Hochsitz verlassen. Als ich vor dem alten Bullen stand, war er immer noch nicht verendet. »Es ist viel Leben in unserem Großwild«, sagte mir einmal ein Afrikaner. Die einheimischen Jäger schießen deshalb gezielt auf den Träger. Das hat den Vorteil, dass man entweder tödlich trifft oder vorbeischießt. In letzterem Falle erspart man sich langwierige Nachsuchen und dem Wild unter Umständen lang anhaltende Qualen, wenn die Geier vor dem Nachsuchengespann da sind.

Am nächsten Morgen brachte mich Winnie mit dem Jeep zu einem Hochsitz, der inmitten einer schier endlosen Savannenlandschaft errichtet war. Schon auf der Fahrt dorthin sahen wir einige Antilopen und Warzenschweine, sodass ich mir in Gedanken aus-

malte, auf welche Wildart ich wohl zu Schuss kommen würde. Rasch war die hohe Kanzel bezogen und nun hieß es, das Gelände ringsum mit dem Fernglas zu inspizieren. Doch je höher die Sonne stieg und je wärmer es wurde, umso weniger kam Bewegung in die mit einigem Baum- und Buschbestand bewachsene Grassteppe.

Da, endlich bewegte sich etwas im hohen Gras: Zwei Warzenschweine auf hohen und schlanken Läufen zogen mit ihrem senkrecht nach oben gestellten Bürzel am Sitz vorbei. Es waren nur geringe Keiler, und da mir schon weitaus stärkere vor die Büchse gelaufen waren und die Küche auch keinen Bedarf an Wildbret dieser Art angemeldet hatte, ließ ich sie ziehen.

Nach geraumer Zeit sah ich zu meiner Rechten in dem lockeren Gebüsch zwei Antilopen, die ich aufgrund ihrer weißen Stirnpartie als Blessböcke ansprach. Sie gehören wohl zu der großen Familie der Buschböcke. Für einen Mitteleuropäer ist es ja zunächst nicht leicht, in Afrika gerade die vielen Antilopenarten auf Anhieb richtig anzusprechen.

Die beiden Böcke zogen, ohne viel Äsung aufzunehmen, an meinem luftigen Sitz vorbei. Der erste war völlig gesund, der zweite jedoch, das erkannte ich sofort, schonte deutlich einen Vorderlauf. Nun hatte der Jagdherr zwar nicht ausdrücklich gesagt, dass ich auch dieses Wild bejagen könne, doch in diesem Fall sollte der Schuss gerechtfertigt sein. Kaum dass die Böcke für einen Augenblick verhofften, hatte ich den Laufkranken im Visier und im Schuss brach er zusammen. Ein Hegeabschuss im fernen Afrika, der nachträglich auch akzeptiert wurde!

Mit diesem Blessbock aber sollte es noch nicht sein Bewenden haben. Plötzlich, wie aus dem Nichts, zog ein einzelner, starker Oryx auf meine Kanzel zu. Da diese Wildart auf dem Farmgelände reichlich vorkommt und das Wildbret überaus gut zu verwerten ist, zögerte ich nicht lange, machte mich zum Schuss fertig, suchte auf etwa

100 Metern Entfernung mit dem Zielstachel das Blatt und gab der Kugel freien Lauf. Die 8 x 68 S warf den starken Bullen sogleich zu Boden und ließ ihn alsbald verenden. Nun konnte ich erst einmal in aller Ruhe durchschnaufen und mich ein wenig bewegen.

Doch nicht allzu lange, denn schon näherte sich ein Schakal dem verendeten Oryx. Nun hat diese Wildart im Zweifelsfall die gleiche Funktion als »Gesundheitspolizei« wie bei uns der Fuchs, aber es gibt sie reichlich auf der Farm und es reizte mich doch, auch einmal einen Schakal zu erlegen. Als er endlich zum Hochsitz äugend auf den Keulen saß, nahm ich Maß und im Knall fiel er um und lag regungslos neben dem Großwild.

Es währte nicht lange, da stellten sich weitere Interessenten an der Beute ein: Erst kreisten zwei oder drei Aasgeier über dem verendeten Oryx, dann waren es zehn, dann zwanzig und mehr dieser großen Vögel. Sie ließen sich dicht gedrängt auf einer Akazie nieder oder kreisten über der ersehnten Beute. Natürlich hatten sie mich auf dem Sitz erspäht und warteten wohl geduldig, bis ich abbaumen würde. Was würde eigentlich geschehen, ging es mir durch den Kopf, wenn ein Mensch in dieser Wildnis sein Bewusstsein verlöre oder tot umfiele? Er würde wohl binnen kurzer Zeit von diesen großen Aasvögeln skelettiert und vertilgt ...

Die – ich kann es nicht anders sagen – hässlichen Vögel mit ihrem nackten Hals machten erst Platz, als der Jagdherr mit seinem Wagen kam, um mich und meine Beute abzuholen. Der Abschuss war hochwillkommen und bei Betrachtung des gezirkelten Schusses auf den Schakal konnte sich der Farmer ein anerkennendes Gemurmel nicht verkneifen.

Unvergesslich ist mir auch ein weiterer Abendansitz an einer der zahlreichen Wasserstellen, die nicht nur den vielen Wildtieren, sondern auch dem von den Farmern gehaltenen Rindvieh das Überleben in dieser kargen Landschaft ermöglichen. Der Farmer hatte Bedarf